Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 5 (1912)
Heft: 2

Artikel: Der Jesuitenstaat
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-406244

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

chen unterspickte; — heute gehört es nicht einmal mehr zum „guten Ton“, den Namen Gottes oder denjenigen Christi im Gespräch auch nur zu erwähnen. So etwas „tut man eben nicht“.

8. Das Leben ist in diesen modernen Zeiten ein dermaßen luxuriöses geworden wie noch niemals im Laufe der Weltgeschichte, die Epoche des Verfalles der römischen Kaiserherrlichkeit vielleicht ausgenommen. Der Luxus, den wir Modernen treiben, ist aber schnurstracks im Widerspruch mit dem Geist des Christentums, der Leute wie Paulus oder Augustinus beseelte. Sogar das Fasten ist ganz aus der Mode gekommen.

9. Alle unsere wahrhaft großen Dichter lassen sich in ihren herrlichsten Schöpfungen vom Geiste des Hellenismus durchwehen, nicht von dem des Christentums. Wollte sich heute einer dem Ehrgeiz hingeben, ein spezifisch christlicher Dichter zu sein, so mag er sicher sein, daß er trotz der einwandfreiesten Formvollendung auf dem Parnaß doch stets nur als geduldet, nicht als berechtigt anerkannt wird. Auf Klassizität darf er keinesfalls in irgend einer Kultursprache Anspruch erheben.

Summieren wir noch einmal, so gelangen wir zu folgendem Endergebnis.

Der Geist des Christentums ist ein finsterer, weltflüchtiger Geist. Man lehrt den Kindern der Namenchristen schon in der Schule, daß diese Welt eine gefallene Welt sei, daß alle Schönheit, aller Glanz und aller Ruhm dieser Welt für den Christen nur da wären um ihn vom schmalen Pfad der Tugend, der ihn zum ewigen Leben führt, wegzulocken. Das blaue Meer, der donnernde Gießbach, der rauschende Wald, — was konnten diese beispielsweise Leuten wie Paulus oder dem heiligen Antonius weiter nützen, die auf Erden ja doch nichts weiter zu tun hatten, als ihre unsterbliche Seele zu erlösen? Die Herrlichkeiten der Natur waren ja nur vorübergehend, die Krone des ewigen Lebens aber war unvergänglich; selbst Motten und Rost konnten sie nicht fressen. Kann man der sogenannten Offenbarung des göttlichen St. Johannes Glauben schenken, so ist im christlichen Himmel für Naturschönheiten überhaupt kein Platz. Vom neuen Jerusalem aber wird erzählt, daß es aus purem Golde sei; die Straßen zeigen nichts als Paläste, die Tore sind mit Perlen besetzt und auch die Wände glitzern nur so von Edelsteinen. Davon, daß es dort murmelnde Bächlein gebe, die über die grünen Wiesengründe hüpfen, oder daß man in der köstlichen Einsamkeit der Wälder das Donnern des Wasserfalles, das Rauschen der Bergströme in den Schluchten, an das entzückt lauschende Ohr schlagen hört, — erzählt uns die „Offenbarung“ nichts, sondern wir werden nur sehr aufdringlich daran erinnert, daß es in Neu-Jerusalem „Harfenspieler gibt, die auf ihren Harfen spielen“. Die himmlische Glorie des Sonnenaufgangs und Sonnenuntergangs muß dort gleichfalls unbekannt sein, und auch die nächtliche Wonne des Mondenscheines kennt man nicht, denn „das Lamm gibt ihnen das Licht“, und das Meer ist gleichfalls verschwunden, wenn uns auch nicht gesagt wird, daß das „Lamm“ auch gleich das Meerleuchten mit besorgt.

All diese Dinge sind Stimme und Zeichen dafür, daß das Christentum mit schnellen Schritten seinem schließlichen Verfall entgegengeht. Dieses Religionssystem ist bereits gerichtet vor dem Tribunal der Weltgeschichte, und man kann sich heute höchstens noch in Spekulationen darüber ergehen, wie lange sich der Auseinanderfall noch wird aufhalten lassen. Altersschwach, hinter der Zeit herhinkend, wie das Christentum heute unter uns umgeht, kann es sich den Bedürfnissen einer neuen, unverstandenen Zeit immer schwerer anpassen. Seine Lebenskraft hat es in seinen ausschweifenden Ketzerverfolgungen völlig vergeudet, und daher hat es jetzt weder Kraft noch Saft übrig.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Und wie wird nun dieses neuerblühende religiöse Leben sich gestalten? Die neue Religion wird vor allen Dingen nicht eine Religion der Götter und für Götter sein, sondern die Religion der Menschheit, in welcher Raum zur Verehrung alles dessen sein muß, was wir an der Vergangenheit Großes und Erhabenes und Edles kennen; eine Religion zumal, die da überfließt von Liebe — nicht zu „Gott“, sondern zum Mitmenschen, ohne Rücksicht auf Stand oder Nationalität oder Herkunft. Dies allein würde den kommenden Geschlechtern eine herrliche Zukunft verbürgen. Wir brauchen absolut keine derartige Auch-Religion mehr, die uns, wie die christliche, lehrt, daß das Leben auf Erden überhaupt vom Uebel, und höchstens nur so eine Art Elementarschule für das nächste Leben sei. Auf den Trümmern der christlichen Orthodoxie müssen wir den Tempel des Rationalismus aufbauen. Der falbe, abnehmende Mond des Christentums verblaßt am Himmel, je heller es im Osten wird; die Sonne des Rationalismus aber wird und muß in Bälde aufgehen über dieser Welt, und wird der Menschheit endlich das bringen, was sie am meisten ersehnt: Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!

Der Jesuitenstaat.

Wiener-Brief von unserem Mitarbeiter J. B., Wien.

Im übrigen Europa lebt man schon im 20. Jahrhundert, das sich der Beichtväterpolitik, der Hofintriguen und des feudalen Kittelregimentes nur mehr wie an einen bösen Traum zurückerinnert. In Oesterreich blüht aber obgenannte Dreieinigkeit noch wie im schönsten Teil des 16. Jahrhunderts und die Dynastie ist nur das willfährige Werkzeug des Jesuitengenerals in Rom. Daher auch das schwarzgelbe Land der Wahrheit gemäß nicht mehr Oesterreich, sondern „Jesuitenreich“ zu nennen wäre. Für den Fernerstehenden, besonders aber für den Ausländer ist es schier unbegreiflich, daß dieses anscheinend konstitutionelle Land eigentlich zur Zeit nichts anderes als eine gehorsame Provinz der schleichenden Väter der Finsternis ist, die trotz Parlament, trotz allgemeinem Wahlrecht durch ihren mächtigen Einfluß bei dem kaiserlichen Erzhause diesen verlotterten Staat immer mehr dem tiefsten Sumpfe der vollkommensten Klerikalisierung zutreiben. Der aber näheres über diese schwarzen Maulwürfe weiß, wundert sich nicht mehr, daß trotz den antiklerikalen Wahlen im Juni 1911 das frechste Pfaffentum Trumpf geblieben ist. Denn in Wirklichkeit regiert eben nicht mehr Franz Josef, sondern das „Belvedere“

Lourdes.

Eine Erinnerung von Otto Ebert (Leipzig).

Auf meinen Wanderungen durch Südfrankreich kam ich auch nach Lourdes. Das Städtchen liegt anmutig am rauschenden Gave de Pau und zwischen den Vorbergen der Pyrenäen. Inmitten des Orts erhebt sich auf steilem Felsen eine alte Burg, und von hier aus schweift der Blick über grüne Täler und Höhen bis zu den kahlen Bergriesen. Aber es ist nicht die großartige Natur, die die zahlreichen Besucher nach Lourdes lockt; die meisten wollen mehr als Natur, sie verlangen Uebernatürliches. Das Anziehende ist die Wundergrotte mit dem heilkräftigen Wasser. Der Legende zufolge soll hier im Jahre 1858 die „Mutter Gottes“ einem Hirtenmädchen erschienen sein und verheißen haben, daß alle diejenigen, die gläubigen Herzens das Wasser der neuentstandenen Quelle trinken und die Wände der Grotte küssen, von den Leiden des Körpers und der Seele erlöst werden sollen. Die Geistlichkeit hat diese Angelegenheit „untersucht“ und sehr — nutzbringend gefunden. Nachdem auch der Papst seinen Segen dazu gegeben, kommen alljährlich Hunderttausende und erhoffen Heilung von allen möglichen Gebrechen. Daß durch das Wasser der Wundergrotte Beinbrüche, Verstümmelungen und ähnliche Schäden nicht kuriert werden können, sondern höchstens durch Suggestion die eingebildeten und Nervenleiden, das ist wohl für jeden Denkenden klar; und wenn trotzdem die französische Regierung den Wahnglauben ruhig walten läßt, so nur deshalb, um der Einwohnerschaft von Lourdes nicht die Existenz zu rauben. Ja, hier in Lourdes lebt fast alles von dem Gelde der Gläubigen und Fremden; diese Wahrnehmung macht man schon beim ersten Spaziergang durch die Stadt. Hotels, Verkaufsläden und Pensionen wechseln miteinander ab. Besonders in der Straße zur Grotte reiht sich Basar an Basar, die tausenderlei Andenken feilbieten. Und als wir erst die Pilgerhäuser, die Badeanstalten und die prunkvollen Kirchen sahen, da erkannten wir, wie der Wasserquell sich zum Goldstrom verwandelte.

Die Grotte liegt etwas von der Stadt entfernt; sie war an dem Tage, als ich mich mit meinem Reisekameraden dort einfand, von zahlreichen Andächtigen umlagert. Tausendfacher Lichterglanz strahlte uns entgegen, und vielstimmiges Beten drang zu unsern Ohren. Oben an der Felswand in einer Nische steht die lebensgroße Statue der Jungfrau Maria; die von ihr zum Hirtenmädchen gesprochenen Worte umkränzen ihr Haupt wie ein Heiligenschein. Die grünen, zum Teil schon vom Herbst gefärbten Blätter der Schlingpflanzen, die den Felsen dicht umwuchern, bilden für die weiße Gestalt einen prächtigen Rahmen. Unter ihr wölbt sich die Grotte, ganz schwarz verräuchert von den unzähligen Kerzen, die Tag und Nacht brennen. Nach der Straße zu sperrte ein Gitter ab. Nur während einiger Stunden des Tages wird die Pforte geöffnet, und die Gläubigen gehen im Gänsemarsch an dem Felsen vorüber, reiben ihre kranken Glieder daran oder küssen ihn. Wie ich bemerken konnte, fanden nur wenige dies unappetitlich und wischten zuvor die Wand mit einem Tuche ab. — Im Hintergrund der Grotte liegt ein ganzer Stoß Briefe. Es sind Bittgesuche und Danksagungen an die Mutter Gottes. Dem Anscheine nach funktioniert die Himmelspost nicht richtig. Mit der Heilung der Lahmen muß es wohl besser gehen, wenn man nach den vielen Krücken schließen darf, die hier hängen und von den Gesundeten zurückgelassen sein sollen. Der Raum in der Grotte reicht dazu noch gar nicht hin; auch draußen an der Felsenwand sieht man unzählige Krücken und Stöcke jeglichen Kalibers und jeder Qualität. Ist das Wasser wirklich so heilkräftig, das hier aus einem Dutzend Röhren sprudelt? Ich konnte keine Wunder sehen, und mir persönlich fehlte nichts; ich bescherte nur, um meinen großen Durst zu löschen.

Dem Leben und Treiben hier vor der Grotte zuzuschauen, ist sehr interessant. Immer wieder kamen neue Scharen Gläubiger und brachten Kerzen in allen Größen, die sie vor dem Gitter ablagerten. Der Kerzenhandel muß großartig florieren. Für die fortwährende Beleuchtung werden ja eine riesige Menge Lichter gebraucht, aber es sind immer noch viel mehr vorhanden. Von Zeit zu Zeit kommt nun ein Alter mit einem Schiebkarren und holt die überzähligen; sie wandern zurück in die Läden und — das Geschäft beginnt wieder von neuem. Wenn auf den Bänken vor der Grotte die Pilger sich erholt haben von ihren Strapazen und die nötigen Rosenkranztouren gemacht sind, dann beginnt der eigentliche Zweck ihres Daseins. An den Wasserquellen werden die Augen gewaschen, die kranken Glieder eingerieben und gebadet, hauptsächlich aber die mitgebrachten Gefäße gefüllt. Und was sieht man da nicht alles! Von Bierflaschen gehts aufwärts bis zu großen Blechkannen, ja Ballonflaschen in Körben. Nebenbei wird nun auch feste getrunken, aber es scheint doch noch heilkräftigeres Getränk zu geben als dieses Wasser. Zur Mit-

(Symbolischer Name für den Thronfolger, der im Schlosse Belvedere im III. Bezirke Wiens seinen Hauptwohnsitz hat). Seit Franz Ferdinand d'Este seine jetzige Gemahlin, die ehemalige Gräfin Chotek und jetzige Fürstin Hohenberg zur Seite hat, hat der einst sehr weltlustige Mann sich immer mehr und mehr den Jesuiten ausgeliefert, die seine alleinigen Berater sind und mit deren mächtigem Arm er einst seine hochfliegenden Pläne durchzuführen gedenkt. D'Este ist dabei nur der Getriebene, der eigentliche Faktor ist seine überaus ehrgeizige Frau, die sich schon von der Gräfin bis zur Fürstin hinaufgestrebert hat. Um sie herum schleicht stets ihr Seelenberater P. Fischer S. J. Kaum ein Tag vergeht, wo nicht dieser schwarze Herr seinem hohen Beichtkind Besuch macht, wo er nicht Weisungen gibt und solche empfängt. Er regelt die Erziehung der Kinder, er überwacht die Lektüre der künftigen Kaiserin, die nur die „Reichspost", die „Neue Zeitung" und das „Sonntagsglöcklein" als Zeitungslektüre besitzt, Blätter, deren niedriger Klerikalismus wohl nicht sobald in Europa übertroffen werden wird. Hat Frau Hohenberg, deren brennendster Schmerz es ist, noch nicht beim alten Kaiser die Erzherzoginnenwürde durchgesetzt zu haben, ihren P. Fischer, so ist der geistige Lenker des österreichischen Thronfolgers, der Herr P. Graf Galen, der zwar in der Benediktinerkutte steckt, tatsächlich aber innig mit den Jesuiten alliiert ist. Für dessen Einfluß ist es bezeichnend, daß die Abgeordneten im österreichischen Reichsrate sofort wußten, wenn P. Galen im Sitzungssaal erschien, nun haben die Christlichsozialen wieder irgend einen Anschlag auf sehr hohen Befehl durchzuführen. Dieser Galen gibt auch das berüchtigte „St. Bonifatiusblatt" heraus, das trotz des § 23 unseres veralteten Preßgesetzes (Verbot der Zeitungskolportage) mit Seelenruhe vor den „Augen des Gesetzes" an den Kirchtüren und in den Straßen verteilt wird, denn für dieses eckle Preßreptil existiert keine gesetzliche Vorschrift! Dieses Schmierblatt hat erst in einer seiner letzten Nummer die Freidenker in der ordinärsten Weise beschimpft, enthält überhaupt nur Anflegelungen der Nichtklerikalen, wird aber als religiöse Belehrungsschrift (!) vom Staate besonders geschützt. Bevor wir nun des Herrn P. Galen weltfriedensstörende Tätigkeit am Hofe des Thronfolgers näher betrachten, seien noch einige charakteristische Beichtväterfälle angeführt. Alle Welt hat wohl aufgelacht, als aus Oesterreich die Kunde drang, die Offiziere seien von nun an verhalten, alljährlich sogenannte „Exerzitien" d. h. tagelang währende Zwangsverdummungskurse bei den Jesuiten durchzumachen. Obwohl natürlich sofort die Dementierspritze anrückte, wurde doch bekannt, daß der schöne Plan, die Offiziere mit Rosenkranz und St. Ignatiusmedaillen zum Kriegsdienste wider äußern und innern Feind, besonders gegen den letztern, diensttauglicher zu machen, tatsächlich nicht nur bestanden, sondern auch teilweise schon durchgeführt worden war.

Wer war hier der Urheber: der weitbekannte Hetzer P. Abel, societatis Jesu, der neben seiner den konfessionellen Hader schürenden Priestertätigkeit auch — Beichtvater ist und zwar der des Erzherzogs Franz Salvator. Und wie der Jesuit Crudlau am letzten Sodatentag triumphierend verkündete, gibt es eine „marianische Kongregation für Offiziere", also schon der erste Erfolg dieser Umtriebe des erzherzoglichen Beichtvaters. So ist die ganze Dynastie in diese römisch-jesuitischen Netze gut eingehüllt und besonders die Erzherzoginnen, die sich zum Unglücke Oesterreichs zu sehr in dessen Politik einmischen, sind nichts anderes als Puppen an den Drähten dieser jesuitischen Kamarilla. Es ist doch bezeichnend, daß an einer Versammlung des „Piusvereins", der ureigenes Werk der Jesuiten zur Vernichtung der freiheitlichen Presse ist, vor zwei Jahren die Tochter des Kaisers, Erzherzogin Valerie, selbst teilnahm und daß ein Bericht darüber in der „Arbeiter-Zeitung" konfisziert wurde. Auch sonst vergeht keine klerikale, jesuitische Veranstaltung, zu der nicht der Hof Begrüßungen oder Vertretungen sendet. Und weil die Dynastie die „Patres" so hätschelt, so kriechen selbstverständlich in hündischem Lakaiensinne Adel und Großbürgertum vor den Jesuiten in ersterbender Demut und senden ihre Söhne nach Kalksburg bei Wien, in das berüchtigte Jesuitengymnasium zur Erziehung. Das erklärt auch die Hohlköpfigkeit und geistige Impotenz aller unserer Regierungen, denn ihre Leiter sind bei den „Vätern" erzogen worden.

Doch nun zurück zum P. Galen! Dieser aus dem finstersten Deutschland zugewanderte feudale Pfaffe hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, den sehnsüchtigen Wunsch der Jesuiten, die Wiederherstellung des Kirchenstaates, auf — Kosten Oesterreichs durchzuführen. Daß dazu natürlich die Zertrümmerung Italiens Vorbedingung ist, leuchtet ein. Nun hat es diese geschickte Klique wohl verstanden, den Erzherzog und die Sucht nach neuen Kriegslorbeeren, Eigenschaften, die der Thronfolger schon lange zeigte, für obigen Plan auszunützen. Jahr um Jahr predigten Galen und seine Schaar, daß es die größte Ruhmestat Oesterreichs wäre, das „anmaßende Italien" in seine Schranken zu weisen und da einige italienische Kindsköpfe in der „Irredenta" durch ihr Geschrei, Südtirol und Triest gehörten eigentlich zu Italien, diesen „Anmaßungen" eine scheinbare Tatsächlichkeit verliehen, tappte Franz Ferdinand umsowilliger in diese Fallgrube der Hetzpfaffen. Wie drohend ein schweres Kriegsgewitter über Oesterreich stand, zeigte dann blitzartig die Affäre Hötzendorff-Aehrenthal. Die Herren Jesuiten und ihr folgsamer Schüler hatten nämlich vergessen, daß Franz Joseph auch noch lebe, sowie dessen Vertrauensmann Aehrenthal, Minister des Aeußern. Dieser war es auch, der das Werkzeug der Kriegspartei des Belvedere, den Generalstabschef Hötzendorff in aller Eile durch kaiserlichen Befehl in den wohlverdienten Ruhestand befördern ließ und derartig wieder den Frieden rettete. Denn Herr Hötzendorff, eingelullt in die Sicherheit seiner pfäffischen Vorgesetzten, hatte schon gar ungeniert Kriegsvorbereitungen getroffen und alles getan, um Oesterreich und Italien so bald wie möglich aneinander zu hetzen. Wobei der Krieg mit Tripolis der österreichischen Kriegspartei sehr gelegen gewesen wäre, weil ja Italien durch denselben mindestens die Hälfte seiner Wehrkraft entbehrt hätte.

Nach einer derartigen Sachlage wird es wohl keinen Freidenker des Auslandes wundern, wenn

---

tagszeit nämlich lagerten hier die Scharen und stärkten auch ihren leiblichen Menschen. Da wurde so manche Flasche Wein entkorkt; die Leute bringen diesem Tropfen wohl noch mehr Vertrauen entgegen.

Auf dem Hügel oberhalb der Grotte erhebt sich die schlanke gotische Kirche, weit ins Land hinaus leuchtend. Innen ist sie infolge des zu vielen Schmucks nicht so schön. Alles was Liebe und Geld vermochten, ist hier aufgehäuft worden. Da sehen wir kostbare Fahnen und Schleifen, Embleme, Säbel, Epauletten und Orden. Sogar Hochzeitskränze und prachtvolle Haarzöpfe hat man geopfert. Aus der großen Anzahl von gestifteten silbernen und goldenen Herzen hat man an den Wänden des Mittelschiffs eine Inschrift zusammengestellt, die auf deutsch ungefähr lauten würde: „Tut Buße und betet für die Sünder, geht zur Quelle, um zu trinken und zu baden. Ich bin die unbefleckte Empfängnis usw." Der unschöne Prunk wird noch vervollständigt durch eine Anzahl kristallener Kronleuchter. — Unter dieser Kirche befindet sich die sog. Krypta mit Altären, Beichtstühlen usw. Die Wände sind bedeckt mit einer Unmasse von Gedenktafeln aus Marmor. Hier dankt eine Frau für die Erlösung von 15 jährigem Siechtum, dort wieder loben Eltern die Mutter Gottes, weil sie ihr epileptisches Kind kurierte, und ein Baron M. v. B. bezeugt, daß er nun gesunde Beine habe; als Beweis ist der Abguß seines früher verkrüppelten Fußes beigefügt. Kopfschüttelnd verließen wir diese Räume; nicht nur Papier ist geduldig, auch auf Stein läßt sich vieles schreiben.

Unterhalb dieser Kirche ist noch eine dritte. Außer Treppen führen zwei Fahrwege auf Bogenbauten hinab. Als wir in den gewölbeartigen Raum traten, wurde gerade Gottesdienst abgehalten. Die Kirche war gefüllt wie bei uns am Karfreitag; aber nicht bloß Erwachsene waren da, sondern die Weiber hatten Kind und Kegel bei sich. In der folgenden Viertelstunde habe ich mich ordentlich ergötzt. Der Priester mit seiner donnernden Bußpredigt war nicht die Ursache, wohl aber die kleinen Schreibälge. Diese kümmerten sich nicht im geringsten um die Regeln, sondern krähten, wenn es ihnen beliebte; und oft, wenn der Geistliche in seinem Sermon eine Pause machte, scholl ein fröhlicher, unheiliger Jauchzer durch die Kirche, der dann kräftig von den andern kleinen Kumpanen beantwortet wurde. Uebrigens waren auch die Erwachsenen nicht immer bei der Andacht. Als eine Frau auf meine Sandalen aufmerksam wurde, wußte es im nächsten Augenblick die ganze Nachbarschaft. Wohl nie bin ich so genau gemustert worden, wie in den folgenden Minuten von diesen Weibern.

Vor der Drei-Etagen-Kirche dehnt sich ein großer, schöner Platz; ein Marienstandbild darf da natürlich nicht fehlen. Dieses ist mit elektrischen Birnen umrahmt, ebenso auch die Umrisse und Linien der Kirchen. Bei besonderen Anlässen wird alles feenhaft illuminiert.

In Lourdes gibt es genug Gelegenheit zum Beten und Büßen. Da ist z. B. auch ein Kalvarienberg mit vielen Stationen. Hier müht sich so mancher im Schweiße seines Angesichts, um betend die Höhe zu erreichen. Zur ersten Station führt eine Treppe, die nur kniend und küssend hinaufgerutscht werden darf. Man kommt dann zu einer Gruppe überlebensgroßer Statuen, die Szene: Jesus vor Pilatus darstellend. Nachdem die Christusfigur mehrmals abgeküßt worden ist, geht es unentwegt weiter aufwärts. — Nach dem Abendessen spazierten wir nochmals zur Grotte. Bei Nacht ist die Kerzenbeleuchtung wirklich wundervoll. Es war schon nach 9 Uhr, aber auf den Bänken saßen noch genug Flehende. Eine eigenartige Stimmung überkam mich, als hinter uns der Fluß rauschte und vor uns das Murmeln und Seufzen der Betenden ertönte. Wir setzten uns zu den Leuten, starrten in die Flammen und dann wieder in den Sternenhimmel und spannen unsere Gedanken. Wieviel Inbrunst, wieviel Hingebung wird hier geopfert! Und keiner von den Armen zweifelt an der Hilfsbereitschaft Gottes; sie ahnen nicht, daß all dies Flehen vergeblich sein muß. Sie glauben durch Kerzen, Geld und Küsse ihr Schicksal zu verbessern und wissen nicht, daß selbst Gebete und Tränen ganzer Nationen an dem Naturlauf nichts zu ändern vermögen. Lange saßen wir in solchen Betrachtungen versunken.

Die Bänke leerten sich allmählich, so mancher humpelte nach Hause. Auch wir wollten in unsre Herberge gehen. Da — am Himmel, der jetzt mit dunklen Wolken überzogen war, erschien plötzlich ein Flammenkreuz! Ich muß gestehen, im ersten Augenblick war ich doch erschrocken und konnte mir die Sache nicht erklären. Aber dann kamen wir zu der Ueberzeugung, daß das Kreuz auf einer der Bergspitzen stehen müsse und elektrisch erleuchtet sei. Wahrlich staunenswert, in welcher Weise die katholische Kirche auf die Sinne ihrer Gläubigen einzuwirken versteht! Das flammende Kreuz leuchtete uns auf unserm Heimweg, und als ich im Bette lag, schien es durch das geöffnete Fenster.

es in diesem von Kutten und Kitteln regierten Staate, dem außerdem die von Regierung und Hof begünstigten Nationalitätenstreitigkeiten nicht zur Entwicklung kommen lassen, nicht einmal möglich ist, die Eherechtsform durchzuführen. In Oesterreich darf nämlich ein geschiedener Katholik nicht heiraten, auch dann sogar nicht, wenn er nach der Scheidung aus dem katholischen Pferche austritt. Das ist der berüchtigte § 111 unserer Ehegesetzgebung, der direkt aus den kirchlichen Gesetzen herübergenommen ist. Ferner aber zeichnet sich auch in diesem Staate das deutsche „freisinnige" Bürgertum dadurch aus, daß fast alle seine Vertreter die charakterlosesten Liebediener der Klerikalen sind. Mandatshascher, die, um mit klerikaler Stimmhilfe Abgeordnete werden zu können, bei jeder Abstimmung zu Gunsten des Antiklerikalismus einfach — verschwinden! So war es auch vor kurzem der Fall. Der Alldeutsche Malik stellte eine Resolution an die Regierung, in ehester Zeit einen modernen Ehegesetzentwurf einzubringen, die Sache war nicht allzugefährlich, denn solche Resolutionsanträge finden meist im Regierungspapierkorbe ihr seliges Ende. Aber — gezeigt hat es die Abstimmung mit krasser Deutlichkeit, daß auf die deutschbürgerlichen Freisinnigen in freiheitlichen Fragen absolut kein Verlaß ist: sie waren fast alle bei der Abstimmung aus dem Saale geflüchtet. Nur die Sozialdemokraten ohne Unterschied der Nation stimmten geschlossen für den Antrag.

Zu dieser „Rettung der Sittlichkeit", wie jetzt allenthalben die Pfaffen ob dieser Niederlage des freiheitlichen Ehegesetzgebungsantrages triumphierend ihren Sieg zu betiteln belieben, paßt trefflich die ungeheuerliche Schweinigelei des hochwürdigen Don Giovanni Deambrosis, Direktor eines Waisenasyls in Trient. Dieser würdige Sittlichkeitshüter hat an einer Reihe von Knaben im Alter von 6—13 Jahren die schwersten Sittlichkeitsverbrechen begangen, indem er die kleineren Knaben in ihren Schlafsälen „untersuchte", ob sie Unterhosen an hätten, während er die größeren um 11 Uhr nachts zu sich ins Direktionszimmer rief. Auch untereinander leitete er die Knaben zur Unzucht an. Einen furchtbaren Eindruck machte die Schamlosigkeit dieser Kinder, die ruhig diese Schandtaten erzählten.

Nebenbei ist doch dieser Vorfall wiederum ein glänzender Beweis, welch großartige Früchte die unter dem Zwange des Klerikalismus stehende Schule in Oesterreich hervorbringt.

Ich glaube aber diesen Brief nicht besser abschließen zu können, als mit der Nachricht, daß eines der ältesten feudalkonservativen Blätter Oesterreichs, das in Wien täglich erscheinende „Vaterland" ab 31. Dezember 1911 sein Erscheinen einstellen mußte, weil es nach 52 jährigem Bestande auf 700 Abonnenten gefallen war. Denn die Herren Adeligen sind zwar sehr fromm, aber infolge mangelnder Intelligenz haperts mit dem Lesen und da für die breite, klerikale Masse, die „Reichspost" von den Jesuiten gemacht wird, so war für das konservative Blatt kein Boden mehr. Eine klerikale Preßgiftkröte also weniger. Es wird die Aufgabe der österreichischen Freidenker sein, auch die „Reichspost" und ihre Hintermänner ins Ausgeding zu weisen.

Ausland.

Deutschland. Im vergangenen Dezember wurden wie bekannt in Berlin die Metallarbeiter von den Industriellen ausgesperrt. Für die Ausgesperrten erließen die Geistlichen Berlins einen Aufruf zur Sammlung freiwilliger Spenden. Der Berliner „Vorwärts" wollte aber von der Unterstützung der Ausgesperrten durch „Gaben christlicher Nächstenliebe" nichts wissen, indem er mit Recht darauf hinwies, daß die Arbeiter nicht auf die „christliche Nächstenliebe" sondern allein auf die Macht der Organisation vertrauen, in der sie den sichersten Rückhalt besitzen. Ob die Betätigung in „christlicher Nächstenliebe" durch die Pfäfflein wirklich so rein und ohne Nebenabsicht war? Man kann ja auf diesem Sammlerweg recht billig Reklame für die Kirche machen, die sonst Jahr ein Jahr aus die Geschäfte der Gegner der Arbeiterschaft besorgt E. A.

Frankreich. Ein Kardinal der römischen Kirche, der sich gegen das Priester-Zölibat ausspricht, — ist gewiß keine alltägliche Erscheinung Die „Nouvelle Revue" in Paris veröffentlicht ein Memorandum, das der im Jahr 1908 verstorbene Kardinal Mathieu im Jahr 1904 an den Papst gerichtet hat und indem er die Abschaffung des Zölibats befürwortet. Der Kardinal führt in dem Memorandum zunächst aus, daß die Kirche durch den modernen Geist immer mehr in die Enge gedrängt werde; sie werde „zur Ohnmacht verurteilt durch die zunehmende Gleichgültigkeit der Bevölkerung und die wachsende Tätigkeit des Schullehrers"; dann geht er auf sein eigentliches Thema über und schreibt u. a.:

Ist es nicht Zeit, den Völkern zu sagen, daß die Ehe eine edle, erhabene, heilige Sache ist, daß sie dem Priestertum gleichsteht und diesem durchaus nicht widerspricht? Die Frau wäre für den Priester eine doppelte Hilfe: Sie würde ihm eine Mitgift bringen, die ihn vor der Armut bewahren würde, und sie wäre ihm eine Unterstützung in seinen Apostelberufe. Das Zölibatsgesetz, wie es in der katholischen Kirche angewendet wird, hat etwas Gehässiges an sich. Was aber am meisten Aergernis erregt, das ist der Umstand, daß die päpstliche Behörde systematisch sich weigert, den Priester seiner Verpflichtung zu entheben und ihm ein Leben als Christ und Vater zu gestatten. Der Priester wird von allen Verbrechen absolviert, selbst von den unnatürlichsten, nur nicht von der Ehe, die doch eine Ordnung der Natur ist; der Priester wird absolviert, wenn er sich gegen die natürlichen und göttlichen Gesetze verfehlt, aber kein Beichtvater kann ihn absolvieren, wenn er gegen das von Menschen gemachte Kirchengesetz des Zölibats verstößt!

Das Memorandum sollte natürlich geheim bleiben. Seine Veröffentlichung wird die Klerikalen in große Verlegenheit setzen und sie werden es entweder für eine Fälschung erklären oder totzuschweigen versuchen. Der wachsenden Bewegung gegen das Zölibat unter der Geistlichkeit selbst wird es jedoch ohne Zweifel mächtigen Vorschub leisten.

Spanien. Die Rehabilitierung Francisco Ferrers. Dem toten Ferrer ist sein Recht geworden. Ein wenig zu spät allerdings für sein irdisches Heil hat die spanische Justiz ihn für völlig unschuldig an den Ereignissen der Schreckenswoche von Barcelona erkannt. Gerade 2¼ Jahre sind es nun, seit der Direktor der „Modernen Schule" im Festungsgraben von Montjuich beim ersten Morgengrauen erschossen wurde. Eine ungeheure Protestbewegung ging damals durch die ganze Kulturwelt, ein Schrei des Abscheus gegen diese Vergewaltigung eines Unschuldigen, von dessen Schuld niemand überzeugt war, als das Kabinett Maura, das diesen Abschreckungsakt benötigte.

Aus Brüssel wird uns gemeldet: Der Testamentsvollstrecker Francesco Ferrers, der belgische Deputierte Lorat, veröffentlichte am 19. Januar aus der Urteilsbegründung des höchsten spanischen Gerichtshofes folgendes: Das Urteil erkannte an: 1. daß Ferrer niemals in irgend einer Weise an den Unruhen von Barcelona beteiligt war; 2. daß keine der verurteilten Personen unter seinem Befehl gestanden habe und daß 3. in keinem der 2000 Prozesse, die nach den Krawallen von Barcelona stattgefunden haben, irgend etwas gefunden wurde, was auf die Beteiligung Ferrers schließen lasse. Damit ist also die Unschuld Ferrers durch den Gerichtshof erwiesen.

Zur ewigen Schande der schwarzen Partei sei hier nochmals einiges von dem wiederholt, was die Zentrumspresse über Ferrer geschrieben hatte. Am Tage nach dem Justizmord las man in dem führenden Berliner Zentrumsblatt, der „Germania":

„Der Anarchist Ferrer hat bereits seine verdiente Strafe gefunden, und damit ist eines der größten Verbrechen an der Menschheit zum Teil gesühnt worden. Glücklicherweise hat sich die spanische Regierung durch die von der Pariser Loge ausgegangene Aktion nicht beirren lassen. In der ganzen Welt werden Protestrummel gegen die Verurteilung und Hinrichtung des Anarchisten veranstaltet."

Und ein großes bayrisches Zentrumsblatt, das „Regensburger Morgenblatt", schrieb:

„Ferrer wurde heute Vormittag 9 Uhr erschossen. Von Rechts wegen. Nach einer Verurteilung durch die ordentlichen Gerichte ist Ferrer durch eine Kugel getötet worden. Doppelt und zehnfach hat er den Tod verdient, und in Wahrheit ist er ein viel größerer Verbrecher als ein Mörder, der etwa ein Dutzend Menschenleben auf dem Gewissen hat. Denn er hat durch Wort und Tat Ungezählten den Glauben aus dem Herzen gerissen, sie zur Revolution, Mord und Plünderung verleitet, und ist bei manchem schuld, der deswegen das Schaffot betreten mußte. Da hilft all der widerliche Protest unserer modernen Liberalen und Radikalen nichts gegen den Justizmord. Von Rechts wegen hat dieser ruchlose, tausendfache Mörder seine Verbrechen mit seinem Blute gesühnt."

Ein Fall mehr auf dem Schuld- und Blutkonto der katholischen Kirche.

Portugal. Der Justizminister hat die Geldunterstützungen für alle Pfarrer von Lissabon, welche die Sympathie-Erklärung an den Patriarchen anläßlich der Ausweisung desselben unterzeichnet haben, aufgehoben und hat die Zivilstandsbeamten angewiesen, die Führung und Aufbewahrung der Archive der Pfarrgemeinden zu übernehmen.

Naturgenuss, ethische Entwicklung und Sexualleben.

Von J. T. Blanchard, London.

(Schluß.)

Ich habe in Nummer 1 des „Freidenker" gesagt, daß unästhetische Lebensbedingungen, beengte Räume 2c. einen verwildernden und verrohenden Einfluß auf die junge Generation ausüben. Sie verhärten den Sinn, sie versteinern das Herz. Da wo unter normalen Verhältnissen Kameradschaftlichkeit, ein „Leben und Leben-lassen" möglich gewesen und betätigt worden wäre, findet unter obwaltenden Verhältnissen das Gegenteil statt: das „Leben und Nicht-leben-lassen" wird zur Lebensregel, alle Herzlichkeit erstirbt in Folge unserer vergifteten sozialen Atmosphäre — welche selbst wieder die Konsequenz ist unseres unsinnigen und verbrecherischen (weil anti-sozialen) Bevölkerungsdruckes.

Einen — allerdings indirekten, aber für den, der zwischen den Zeilen lesen kann nicht weniger beredten — Beleg für das Obige liefern die offiziellen statistischen Angaben des deutschen Reichsamts in betreff der Verteilung der Bevölkerung, als Einwohner der Stadtbezirke oder der Landbezirke betrachtet. Seit Jahren ist es bekannt — und beklagt — daß der Zuzug der ländlichen Bevölkerung nach den Städten ein ungebührlich starker ist: in den letzten paar Jahren hat sich dieser Zuwachs sozusagen in's Phänomenale gesteigert. Vergleichen wir die Zahlen innerhalb der letzten drei bis vier Dezennien. Im Jahre 1871 waren 64 vom Hundert der Gesamtbewohner Deutschlands, in Gemeinden von je 2000 Einwohnern, oder weniger ansäßig: im Jahre 1905 dagegen